Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 7 (1965)

Artikel: Im Schatten der Zukunft

Autor: Schnöller, Etienne

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971737

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Im Schatten der Zukunft

Von *Etienne Schnöller*

In meinem Elternhaus lebte, seit ich mich des Lebens zu erinnern vermag, eine Köchin und Haushälterin von eigener Prägung. Wir rechneten sie zu unserer Familie, so, als wäre sie dem knorrigen Hauptstamme wie ein zarter Rosenzweig durch eine geschickte Gärtnerhand künstlich aufgepfropft worden. Sie hieß nämlich Rosa. Aber alle Welt kannte sie nur unter dem Namen «Dodo». Diese Dodo also war als blutjunges, zartes Mägdlein von der schwäbischen Alb her nach Graubünden gekommen, hatte hier darben, werken und vor allem kochen gelernt und kam, ehe die Bahn von Landquart nach Davos fuhr, mit der Pferdepost durch das Prättigau, nur vom Straßenstaub gepudert und von der Sonne geschminkt, ins Davoser Hochtal.

Der spätere Weltkurort stand damals am Beginn seines kometenhaften Aufstiegs. Zwischen Platz und Dorf breiteten sich, wie herrlich gewobene Perserteppiche, breite, blumige Wiesen aus in der ganzen Fülle und Pracht, mit denen ein Hochgebirgsklima den Menschen über manche Härten und Unbilden hinwegtröstet.

Dort oben also, zwischen Dorf und Platz, diente dieses natürliche, kerngesunde Mädchen als Köchin in einer sehr vermöglichen englischen Schriftsteller-Familie von weltweitem Rufe und hoher Abkunft. Diese hatte am Fuße der Schiahörner, fern vom Lärm und Ruß der Londoner Großstadt, eine Villa gebaut, um im neuentdeckten bündnerischen Hochland ein gesundes, freies Leben vom Frühjahr bis zum Herbst zu führen.

Im Spätherbst fuhr diese gesellschaftsbewußte Elite aus der viktorianischen Zeit mit Pferdekutschen über den Flüela bis nach Venedig hinunter, wo sie in den goldenen Palästen am Canal grande zu überwintern pflegte. Als geschickte Köchin nahmen die Engländer auch das für alles Schöne schwärmende «Schwabenmaitli» im großen Gefolge ihres Gesindes mit, das glaubte, kaum der Rauheit der Berge entronnen, in der süßen Milde Italiens bereits das Paradies gefunden zu haben.

Dann mußte die Familie wieder auf ihre Insel zurückkehren.

Mein Großvater hatte auf seinen Fahrten über die Pässe von der hübschen, fröhlichen Köchin aus dem Schwabenlande gehört und stellte sie in seinem bescheidenen Hotelbetrieb ein. Freilich, sie mußte in einer Küche kochen, in die die Sonne des Südens nicht leuchtete und in die eher die zwar wohlklingenden, aber ungeschlachten Rufe der romanischen Postkutscher drangen als die schmelzenden Lieder der venezianischen Gondolieri. Aber das machte ihrem frohen Gemüte wenig aus. Sie trug ja die Sonne ihrer strahlenden Jugend im Herzen, und der Klang der Gemüsehändler, die singend an den morgendlich stillen Kanälen ihre Ware mit dem lockenden Rufe «Fragoli fresci» anpriesen, blieb ihr wie eine wundervolle Melodie zeitlebens in den Ohren.

Manche Jahre später, als mein Vater seine Londoner Arztpraxis aufgab und, vom Heimweh getrieben, in sein Bergland zurückkehrte, um im aufstrebenden Kurort Davos eine neue Praxis aufzutun, gab ihm mein Großvater eben diese Dodo gleichsam als lebende Mitgift mit. Nachdem die Praxis angelaufen war, holte mein Vater seine Braut aus der Weltstadt London in seine angestammte stille Heimat, und so stand diese Dodo – genau fünfzig Jahre älter als ich – an der Wiege von uns Kindern. Über hundert Jahre alt geworden, segnete sie, von uns allen und von der ganzen Gemeinde

betrauert, nach dem zweiten Weltkrieg das Zeitliche.

Nun, diese von Natur aus fröhliche Dodo war ein Mensch ungewöhnlicher Art. Alles, was vergangen war, blieb ihr heilig und strahlte in ihrem Erinnerungsvermögen einen Glanz aus wie der Goldgrund alter Madonnenbilder, ohne Schatten, ohne Makel. Die Gegenwart ertrug sie mit einer Art christlicher Ergebenheit und Geduld, so, als wäre diese flüchtige Zeit eine von Gott ihr auferlegte Buße, ein vorübergehendes Fegfeuer.

Vor der Zukunft aber empfand sie eine mystische Angst, denn immer stand ihr der Weltuntergang mit dem letzten Gericht vor Augen. «In der Bibel», so pflegte sie uns Kindern mahnend zu erzählen mit einer Stimme, aus der das Unheimliche aller künftigen Dinge drohend hervorklang, «in der Bibel steht geschrieben: tausend, aber nicht abermals tausend Jahre. Noch vor dem Jahre 2000 also wird es aus sein mit uns Erdenkindern.» Wo sie in den heiligen Schriften einen solchen Spruch gefunden hatte, bleibt mir noch heute ein Rätsel. Vom kommenden Tausendjährigen Reiche Adolf Hitlers wußte sie zu jener Zeit bestimmt noch nichts.

Aber was immer geschah auf der schon damals buckligen Welt an Bösem und Schlechtem, ob es Erdbeben waren, Rüfen, Lawinen oder sonstige Naturkatastrophen, ob Verbrechen und Gewalttaten, ob Gemeinheiten und Niederträchtigkeiten von Leuten, die an diesem kleinbürgerlichen und gleichzeitig kosmopolitischen Gemeinwesen mit all ihren Schwachheiten lebten, immer glaubte sie, in diesen düsteren Vorkommnissen die Vorzeichen des letzten Gerichtes zu erkennen. Und dann griff sie jeweils nach dem Johannes-Evangelium und las uns Kindern mit vor Angst zitternder Stimme die Apokalypse vor, bis sogar uns gar nicht furchtsamen Lausbuben die Haare zu Berg standen. Als dann gar manche Jahre vor dem ersten Weltkrieg der Halleysche Komet am Himmel zwischen den nächtlichen Berggipfeln emporstieg, unheimlich und kalt in seiner ungewohnten Erscheinung, da verkündete sie mit der Stimme einer Sybille, die vom Jenseits her tönt, dieser Komet sei der Unglücksbote Gottes, die letzten Nächte des Menschengeschlechtes seien nun angebrochen, bald würden die Posaunen der Racheengel über dem Erdkreis schmettern, um die Toten in ihren Gräbern zu wecken und die Lebendigen vor das Angesicht des höchsten Richters zu rufen. Und sooft ich in späteren Jahren vor dem «Letzten Gericht» des Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle stand, mußte ich an diese Augenblicke denken in unserer bescheidenen Arvenstube weit oben im Davoser Hochtal. Die Dodo wäre sicherlich vor Furcht selbst gestorben, hätte sie nicht fest geglaubt, daß hinter dieser furchtbaren, schrecklichen Finsternis des Endes aller Zeiten, hinter diesem dies illae, dies irae ein heller Streifen des kommenden Paradieses aufschimmerte, eines Paradieses, in dem es noch tausendmal schöner sein mußte als im lagunenumkränzten, strahlenden Venedig.

Kurz, für diese brave und keineswegs dumme, naive oder gar unbegabte Dodo gab es nur das goldene Zeitalter der Vergangenheit und daneben eine düstere Zukunft auf dieser sündhaften Erde. Zwischen diesen beiden Polen fühlte sie sich durch Gottes Willen eingeklemmt in die Gegenwart, in die sie sich als eine demütige Magd des Herrn schicksalsergeben und folgsam fügte.

Warum ich diese keineswegs interessante Privatgeschichte hier erzähle? Nun, ein Jahrbuch wie dieses hier steht ebenfalls zwischen Vergangenheit und Zukunft. Es blickt zurück und zeigt, was geschah, und gerät dabei in die Gefahr, gleich dieser Dodo, ein «laudator temporis acti», also ein «Lobredner der vergangenen Zeit», zu werden, wie Horaz zeitentrückte Greise nennt. «Wir alle leben vom Vergangenen und gehen am Vergangenen zu Grunde», sagt Goethe.

Ein Jahrbuch lebt aber auch nicht in der Gegenwart wie eine Zeitungsnummer, die nur für einige Stunden wirkt, aber bald schon vergeht, bis am nächsten Morgenhimmel eine neue Nummer auftaucht. Und darum schreibt Jeremias Gotthelf in seinem «Bauernspiegel» sehr richtig: «Ich erfuhr es, wie der Mensch

nicht in der Gegenwart lebt oder, um es besser zu sagen, wie das Leben in der Gegenwart ihm eigentlich nur Nebensache ist, das Leben, das er in Zukunft erhofft, die Hauptsache ist.»

Um diese Hauptsache, um diese Zukunft muß es letzten Endes auch einem Jahrbuch gehen. Nietzsche sprach zwar vom «Gegenwartsmenschen», aber nur wenige Menschen vertragen die Gegenwart. Kinder vermögen es zu tun, weil sie noch keine Vergangenheit besitzen und, aufsteigend aus dem unbewußten Dunkel vergangener Generationen, von der Zukunft noch nichts ahnen. Der Greis aber liegt im Schatten des Vergangenen, des Verflossenen. Blickt er, ohne weiter zu wandern, nur zurück, dann erstarrt er zur Salzsäule wie Lots Weib, das nach Sodoma zurückblickte und so die Zukunft verpaßte.

Unter uns Gegenwartsmenschen nietzschescher Bezeichnung finden wir zwei Menschenarten: solche, die aus der Gegenwart in die Vergangenheit flüchten, in die vermeintlichen «goldenen» Zeiten, und solche, deren Blicke und Gedanken nach der Zukunft gerichtet bleiben. Nur diese Vorausschauenden, diese Träumer, brachten die Welt ein Stücklein weiter. In diesem Spannungsfeld zwischen den Konservativen, also den das Alte Bewahrenden, und den Fortschrittlichen, das Bessere Ersehnenden, den Adventsmenschen, bewegt sich alles Geschehen, bewegt sich alle Geschichte.

Denken wir bei diesem für ein Jahrbuch nicht zu umgehenden Anlaß an die Schweizerische Landesausstellung, an die Expo, die dieses Jahr Millionen Menschen nach Lausanne lockte. In der äußeren Gestaltung wollte sie auf die Zukunft gerichtet sein. Aber wie es geschickte Architekten verstehen, jetzt in unserer Zeit alte, schöne Bauernstuben mit Rauchfang und traulichen Kaminfeuern, ja eine ganze «chesa veglia» mit dem Zauber geruhsamer Beschaulichkeit und Geborgenheit vergangener Zeit uns vorzugaukeln – gehetzte, millionenschwere Krösusse der Gegenwart zahlen für den Genuß solcher Illusionen Märchenpreise –, so vermögen andere Architekten uns die Fata Morgana einer Zukunft, wenigstens im äußeren Gehabe, vorzuzaubern. Solange aber nicht der Geist und die Denkungsart des zukünftigen Menschen in diese Kuben und Dreiecke von Gebäuden, in diese Hallen und Zelte zieht, so lange bleibt dies alles Getue und Täuschung. Damit allein hat die Zukunft noch nicht begonnen.

Besser als alles andere zeigten die Kantonaltage, welche Gaue noch in der Vergangenheit verharren und welche sich redlich bemühen, sich in die kommenden Zeiten voranzuarbeiten.

Und da müssen wir Bündner uns an die eigene Brust pochen. Wir geben uns nur allzu gern und allzu stolz in der Pose von Vergangenheitsmenschen. Dabei sollten wir den Mut und die Kraft finden, uns in Zukunftsmenschen zu wandeln. Max Frisch, neben Dürrenmatt wohl der am weitesten vorausblickende dramatische Geist in Europa, sprach von der Expo in Lausanne als von einer «geschminkten Vergangenheit, die unproduktiv und narzißhaft ist». Wir Bündner neigen leicht dazu, sogar in einer «geschminkten Gegenwart» zu leben und bleiben dabei in vielen Dingen hinten in der Vergangenheit stecken.

Doch bevor wir versuchen, den Zukunftsmenschen und die Zukunftswelt zu zeichnen, wollen wir kurz wissen, wer eigentlich der Gegenwartsmensch, der Vater des Zukunftsmenschen ist.

Der Soziologe Max Weber dachte gründlich über ihn nach und faßte die Zielrichtung der gegenwärtigen Generation in das Wort von der «Entzauberung der Welt» zusammen. Als England, lange vor der Französischen Revolution, einem König trotz dessen göttlichen Gnadentums den Kopf abschlug, ohne daß Gottes Zorn sichtbar wurde, da wurde auch eine Welt «entzaubert». Viele Welten wurden entzaubert. Ohne eine solche Entzauberung wäre selbst die Revolution des Christentums nicht entstanden. Heute sprechen wir von einer «Rebellion der Tatsachen». Wahrlich, es beginnen sogar die Tatsachen zu rebellieren!

Am diesjährigen Soziologentag in Heidelberg beleuchtete, im Gedenken an den großen Soziologen Max Weber, Prof. Dr. Tropisch die heutige Soziologie. Die Ratio, also die nüchterne Vernunft, entfaltet in der Gegenwart

ihre umstürzende Macht. Einerseits gestalteten die neuen Erkenntnisse der Naturwissenschaften durch ihre praktische Anwendung die gesellschaftlichen Lebensverhältnisse und damit zugleich das menschliche Bewußtsein tiefgreifend. Anderseits setzten sich die Intellektualisierung unserer Weltauffassung und Selbstdeutung durch. Überlieferte und gefühlsmäßige Bindungen treten hinter das bewußte zweckgerichtete Denken und Handeln zurück, welches ohne Gnade, aber auch ohne Willkür die zur wirtschaftlichen und politischen Selbstbehauptung erforderlichen Mittel feststellt und anwendet. Damit setzt sich immer mehr die wertfreie Erkenntnis von Erfahrungstatsachen und ihrer damit bedingten Verknüpfungen gegen wertorientierte Formen der Welt- und Selbstdeutung durch, die durch Jahrtausende das menschliche Denken fast unangefochten beherrschten. Mit einem solchen geistigen Gesicht zeigt sich der Gegenwartsmensch, frei von Illusionen, frei auch von vorgefaßten moralischen Meinungen.

Das ist also der Punkt, an dem die entzauberte Gegenwart auch die Vergangenheit entzaubert; das aber ist ebenfalls der Punkt, an dem der neue nüchterne Zauber der Zukunft beginnt.

Wie sieht aber diese Zukunft aus, vor der nicht nur die vor dem Weltuntergang zitternde Dodo, sondern Millionen von atombombenerschreckten Menschen Angst haben? Sie ist vielleicht der Untergang einer alten, schon toten Welt; sie ist aber gleichzeitig auch die Geburt einer neuen, in der Gegenwart noch schwangeren Welt.

Betrachten wir zuerst die zukünftige Qualität der menschlichen Rasse, aufsteigend in der zahlenmäßigen Schichtung, die die Grenzen dieser beschränkten Erdkugel zu sprengen beginnt.

Ich zitiere aus einem Werk Anton Zischkas, «Die Welt bleibt reich» (Signum Verlag) das folgende Bild:

Um das Jahr 1000 n. Chr. lebten etwa 200 Millionen Menschen auf der Welt, und deren Führern war höchstens ein Zwölftel aller Länder und Meere unseres Planeten bekannt. Zur Zeit Magalhaes gab es ungefähr 300 Millionen Menschen, und nun wußten die Geographen über 55 % der Gesamtoberfläche der Erde Bescheid. Heute aber ist die Erde nicht nur zu etwa 98 % bekannt, die Menschheit, die inzwischen auf 3200 Millionen anwuchs, hat auch das letzte Niemandsland besetzt. Der Ring um den Globus ist nun praktisch, nicht nur theoretisch geschlossen. Die Zahl derer aber, die Anspruch auf seine Schätze erheben, ist nicht beschränkt: Tag für Tag erblicken nun gut 150 000 Menschen mehr das Licht der Welt als sterben. Bald werden jede Sekunde zwei neue Menschen geboren werden. Und die Frage aller Fragen ist: Wird es uns gelingen, sie auf die Dauer satt zu machen? Sie zu kleiden und ihnen eine Heimat zu schaffen, obwohl es keinen freien Raum mehr gibt?

Schon heute werden gut 700 Millionen Menschen nicht regelmäßig satt. Innerhalb der nächsten zehn bis fünfzehn Jahre wird die Weltbevölkerung um weitere 700 Millionen zunehmen. Müssen die nicht den Lebensstandard aller senken, muß die Welt nicht schließlich ein einziges großes Armenhaus werden?

Unzweifelhaft stellen die 510 Millionen Quadratkilometer unserer Erdoberfläche eine Schranke dar, die ewig unabänderlich bleibt. Aber wenn diese Grenze auch die sichtbarste aller Grenzen ist, sie ist nur eine unter vielen. Statt der etwa 200 Millionen Menschen, die um 1000 n. Chr. einen Zwölftel aller Länder und Meere in Besitz hatten, teilen sich heute 3200 Millionen in unseren Planeten, die zwölffache Bevölkerung auf der etwa zwölffachen Wirtschaftsfläche ist also erreicht. Aber eben nur auf der relativ gleichen Fläche. Nicht auf gleichem Raum. Wir haben eine Grenze erreicht, diejenige der Weite. Aber es gibt auch Höhe und Tiefe.

Längst schon entscheidet die Wirtschafts-Intensität über Wohlstand und Kultur der Völker, nicht die Zahl ihrer Quadratkilometer. Die Grenzen dieser Intensivierung aber liegen im Unendlichen. Sie fallen zusammen mit den Grenzen des Lebens, denn sie liegen in uns. Sie werden allein von der menschlichen Vorstellungskraft gezogen, die das unerschöpfliche

Reservoir der Kunst ist, aber ebenso von Wissenschaft und Technik, die alles belebt und treibt, was der Mensch hervorbringt. Die neue Ziele und neue Wege zeigt, lange bevor die augenblicklichen materiellen Lebensmöglichkeiten erschöpft sind. Und die ein Grundtrieb ist, ebenso unausrottbar wie das Sprießen, Blühen und tausendfache Fruchttragen der Pflanzen. Die 200 Millionen Menschen, die um 1000 n. Chr. lebten, besaßen nicht einen Zwölftel der heutigen Möglichkeiten, sondern noch nicht einen Tausendstel; ihre Waffen im Lebenskampf sind mit den unseren überhaupt nicht zu vergleichen. Denn wenn im 10. nachchristlichen Jahrhundert Hufeisen und Brustblattgeschirr erfunden wurden, man gerade erst begann, die tierische Muskelkraft rationell zu nutzen und schon das eine Revolution sondergleichen darstellte, so stehen heute jedem Menschen im Weltdurchschnitt 110 eiserne Sklaven zur Verfügung, das mehr als Hundertfache seiner eigenen Muskelkraft an Maschinenkräften. Und mit deren Hilfe können wir Gütermengen schaffen, wie sie kein mittelalterlicher Mensch auch nur erträumte.

Nackt und hungrig waren die ersten Menschen, verloren in einer gewaltigen Natur, die sie nicht kannten, umgeben von einer Welt, die sie fürchteten. Alle Naturschätze, die es heute gibt, gab es auch damals. Sonne und Wasser und Erde schufen Fruchtbarkeit. Wind und Wasser und Kohle und Öl waren bereit wie heute, ihre Titanenkräfte zu leihen. Alle Metalle, die wir kennen, lagen schon damals im Schoß der Erde verborgen, denn die hat sich ja in den wenigen Jahrtausenden, die wir zu rekonstruieren vermögen, kaum verändert. Wir aber änderten sie, weil wir uns selber änderten.

Die Welt, in der wir heute leben, ist unsere Welt. Wir erfanden sie. Und wenn alle Macht und alle Eroberungen vergehen, die Schöpferkraft des Menschen bleibt. Und damit bleibt die Welt reich.

Ja, sie bleibt auch in Zukunft reich, reicher denn je. Und weil materieller Reichtum errechenbar ist, wollen wir sehen, was schweizerische Volkswirtschafter für das Jahr 2064 mit gespitztem Bleistift herauskalkulieren.

An der Jubiläumsfeier der «Schweizerischen Gesellschaft für Statistik und Volkswirtschaft« wagte nämlich Prof. W. A. Jöhr, Dozent an der Handelshochschule St. Gallen, einen «Frontalangriff» auf die Zukunft, indem er mit wissenschaftlichem Ernst die Frage gründlich und ausführlich untersuchte, wie die Welt in hundert Jahren aussehen werde. In einer Publikation der Uno wird die Bevölkerung für das Jahr 2000 auf rund 6 Milliarden (gegenwärtig rund 3 Milliarden) geschätzt.

Können so viele Menschen auf dieser im Raume beschränkten Welt überhaupt noch leben? Prof. Jöhr bejaht diese Frage im ganzen Umfang auch; er beweist, wie sie besser leben werden als wir Gegenwartsmenschen. In der Urproduktion wird man vielleicht einem neuen Typ von Bergwerk begegnen, das durch einen Schacht das glühende Magma aus dem Innern der Erde hervorquellen läßt. Möglicherweise wird es dann auch üblich sein, Meteoriten oder Planetoiden einzufangen, auf die Erde zu leiten und hier als Rohstoffquelle zu benützen. Man wird wohl auch so weit sein, daß man nicht nur die Energie der Kernspaltung, sondern auch der Kernfusion wirtschaftlich nutzen kann. Durch praktische Anwendung der Theorie der Artveränderung mit Hilfe von Mutationen wird eine wesentlich erhöhte Produktivität der Landwirtschaft erzielt. Daneben kann aber auch das synthetische Steak oder mindestens der aus Meeralgen hergestellte Hackbraten eine Konkurrenz der üblichen Nahrungsmittel bilden.

In der Industrie wird die Automation bis zur Vollautomation die menschliche Arbeit ersetzen. Im internationalen Verkehr herrscht die Rakete vor. Der Taxidienst mit senkrecht startenden Flugzeugen wird auf mittlere Entfernungen den Verkehr von Haus zu Haus ermöglichen. Der Lastenverkehr ist auf weiten Überlandstrecken vollautomatisch. Für die schweren von Übersee stammenden Güter werden amphibische Luftkissenfahrzeuge auf besonders hergerichteten Pisten vom Meer direkt ins Land gefahren.

Tiefgreifend werden die Neuerungen im Bauwesen sein. Vielleicht gibt es neue Wohn-

städte in Gestalt von einigen tausend Meter hohen kegelförmigen Gebäuden, deren Außenseiten aus Wohnungen und vorgelagerten Gartenterrassen bestehen, während die Innenseite das ganze Verkehrs- und Versorgungssystem enthält. Schließlich wird auch der Mond für den Tourismus erschlossen sein, wobei sich in den riesigen kommunizierenden und klimatisierten Hallen ein reges Leben zeigt.

Wird es möglich sein, eine Erdbevölkerung, die auf acht, zehn oder noch mehr Milliarden Menschen steigen kann, zu ernähren? Baade hat die Möglichkeiten, eine wachsende Bevölkerung zu ernähren, systematisch untersucht und gelangt zu folgendem Ergebnis: eine Vergrößerung der landwirtschaftlich genutzten Fläche, eine Steigerung der Hektarenerträge durch leistungsfähigere Bodenbearbeitung, bessere Düngung, wirksamere Schädlingsbekämpfung, Saatgutverbesserung und Bewässerung und eine vermehrte Ausnutzung des Fischreichtums der Weltmeere würden es ermöglichen, eine Weltbevölkerung von 30 bis 38 Milliarden Menschen zu ernähren.

Weiter sagte der durchaus nüchterne Volkswirtschafter Jöhr voraus, ein Arbeiter, der heute 10 000 Franken im Jahr verdient, erhalte in hundert Jahren einen Jahreslohn von 70 000 Franken heutiger Kaufkraft, ein Einkommen, das durchaus konsumierbar sei, «denn die Menschen werden sich Jahr für Jahr an den höheren Lebensstandard gewöhnen und ihre Ansprüche fast im gleichen Schritt heraufsetzen». Entgegen andern Ansichten hält Prof. Jöhr dafür, daß diese gewaltige Ausweitung des materiellen Lebensstandards zugleich mit einer Erhöhung des «innern Wohlbefindens» des Menschen parallel geht; denn der «Grenznutzen der Mußezeit wird dann im Vergleich zur Gegenwart bedeutend höher eingeschätzt als der Grenznutzen der Arbeit». Gegenüber der Meinung des Earl of Birkenhead, die dieser in seinem Buch «The World in 2030 A. D.» niederlegte, und nach der der Durchschnittsbürger in dieser Epoche während einer Woche allerdings monotoner, aber enorm produktiver Arbeit so viel verdient, daß er die nächsten drei Wochen in herrlichem Komfort und völliger Muße wird verbringen können, ist Prof. Jöhr weniger optimistisch und glaubt «nur» an eine Herabsetzung der Arbeitszeit auf zwei Drittel oder bestenfalls auf die Hälfte des gegenwärtigen Niveaus.

Was wird der Mensch bei gleichzeitigem innerem Wohlbefinden mit einem solchen Volksreichtum anfangen? Jöhr meint, ein erheblicher Teil des zusätzlichen Einkommens werde für den Ankauf dauerhafter Konsumgüter verwendet: von der Farbfernsehwand bis zum Privatflugzeug oder -helikopter. Dann kann kein Zweifel bestehen, daß der interkontinentale Tourismus einen starken Aufschwung nehmen wird. Die Arktis wie die Antarktis, der Amazonas wie die Sahara, Ceylon wie der Himalaya werden touristische Stationen mit allem erdenklichen Komfort für den Fremdenverkehr breitester Schichten erschlossen. Dann werden in weit höherem Maße Dienstleistungen in Anspruch genommen, als dies heute der Fall ist: Schönheits- und Gesundheitspflege, ärztliche Betreuung, psychologische Hilfe, pädagogische Beratung. Groß wird auch das Bedürfnis nach Weiterbildung sein, wobei den verschiedensten Neigungen entsprochen wird. Ein weiterer großer Teil wird benötigt werden für die gewaltigen Bauaufgaben, die sich aus der zunehmenden Motorisierung ergeben.

Prof. Jöhr schloß seinen aufsehenerregenden Vortrag mit folgenden Worten: «Die Perspektiven meines Vortrages werden bei den einen große und freudige Hoffnungen wecken, andere aber, die ein offenes Auge für die Schattenseiten unserer Zivilisation haben, mit neuer Sorge erfüllen. Die Entwicklung der Wirtschaft vermag die moralischen Probleme, die uns aufgegeben sind, nicht zu lösen. Aber sie schließt anderseits ihre Lösung auch nicht aus. Es wird auch in der hochdifferenzierten Gesellschaft der zweiten Hälfte des nächsten Jahrhunderts möglich sein, grundlegenden Bedürfnissen des Menschen, wie die Entfaltung der verschiedenen Anlagen der Persönlichkeit, der Schaffung von lebendigen Gemeinschaftskreisen und dem Kontakt mit der Natur, ihr Recht werden zu lassen.»

Dies alles klingt keineswegs wie die Posaunenstöße des letzten Gerichtes, vor denen die Menschen in Furcht und Angst zittern müssen und wegen denen die alte Dodo die frohe Gegenwart vergaß. Gut, vielleicht scheint manchen unter uns dies alles wie ein Phantasietraum zu sein. Aber bekam der als Phantast verschriene Jules Verne nicht fast Punkt für Punkt recht? Und würde ich meinem Großvater, der 1813 gboren wurde, alles sagen und zeigen können, was heute allein in unserem der Vergangenheit stark verhafteten Kanton möglich geworden ist, er würde meinen, ich sei ein krankhafter Phantast.

Und wenn wir nun aus dieser materiellen Welt der Wirtschafter, Techniker und Nationalökonomen in eine höhere, geistige Welt aufsteigen wollen, dann sei an die fesselnde Schrift des Berner Soziologen Prof. Behrendt erinnert, die den Titel trägt «Dynamische Gesellschaft» (Scherz-Verlag) und die im Untertitel von der «Gestaltbarkeit der Zukunft» spricht. Daraus sollen folgende Gedanken gestreift werden:

In Europa erweist sich die Schule in ihrer heute noch überwiegenden Form als Hemmnis der Entwicklung zum eigenständigen Denken ihrer Schüler, weil viele ihrer Träger nicht bereit sind, die gesellschaftliche Funktion des Bildungswesens anzuerkennen, sondern sich in der Rolle der Erhalter einer zum Selbstzweck erhobenen Tradition zu gefallen. In allen bisherigen Zeiten bestand das zentrale Anliegen aller Erziehung in der Weitergabe der Überlieferung, des gesicherten Schatzes von Wissen und Weisheit, gegründet auf Glauben und Erfahrung. Jetzt zum erstenmal muß die Erziehung uns für eine neue, nie erlebte Welt fähig machen, also uns nicht nur mit unserer Herkunft verbinden, sondern auch auf eine neuartige Zukunft vorbereiten. Und dabei versagen die meisten unserer Erzieher. Sie scheinen entschlossen zu sein, Europa, die Revolutionärin der Neuzeit, nun wirklich zur alten, abdankenden Welt zu machen. Die Unbeweglichkeit vieler Lehrer auf allen Stufen verhindert oder verlangsamt jeden Versuch des Einholens des technisch und wirtschaftlich produktiven Geistes durch den gesellschaftlich schöpferischen Geist. Heute, zum erstenmal, hat die Schule eine ganz andere, entgegengesetzte Aufgabe: junge Menschen zur Teilnahme an einer offenen, sich selbst steuernden, elastischen Gesellschaft zu befähigen. Das ist ihre Aufgabe. Ihre und unsere Tragödie ist, daß so viele der für sie Verantwortlichen diese Aufgabe noch immer nicht erkennen oder – vielleicht aus Beharrungswunsch und Angst vor Neuem – nicht erkennen wollen. Und so erzeugt jede Generation von Lehrern eine neue Generation von Menschen, die die Kluft zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, zwischen der ihnen in der Schule eingebläuten Verherrlichung der Vergangenheit und der Verketzerung ihrer eigenen Zeit, zwischen Drill zum inneren Strammstehen und der Möglichkeit, ja Notwendigkeit zur inneren Beweglichkeit nicht überwinden können. Schon Pestalozzi nannte diese politischen Amokläufe «heldenhafte Heillosigkeiten»: Erbschaft einer Vergangenheit von Unterworfenen, Leibeigenen, Tributpflichtigen, Untertanen, mißachteten Frauen, geprügelten Kindern, Schülern und Soldaten – also Unmündigen. Aus diesem Kreis verewigter gesellschaftlicher Infantilität müssen wir ausbrechen. Hier erweist sich die Antiquiertheit unseres Bildungswesens als das vielleicht entscheidende Strukturproblem unserer Zeit.

Der ehemalige britische Premierminister Macmillan soll gesagt haben: «Die Tradition ist kein Sofa, sondern ein Sprungbrett.» Die wenigsten aber erheben sich vom bequemen Sofa und springen in die unbekannte Zukunft. Die Vergangenheitsmenschen mordeten seit jeher die Zukunftsmenschen wie einen Sokrates, einen Giordano Bruno, einen Thomas Moore, die gegen die ermattete Vergangenheit und gegen die faule Gegenwart aufbegehrten. Heute verehrt man diese Toten in den Schulen als die großen Geister. Schulmäßig verehrt werden aber nur diejenigen, die einst die Ordnung von vorgestern zu stürzen wagten. In den Konservativen drückt sich die ganze Lebensangst aus, wie sie jene Dodo vor allem Kommenden, allem Neuen in ihrem schreckhaften Herzen empfand. Solche Leute sind im Grunde

Steinzeitmenschen geblieben, die Totes als Lebendes anbeten. Sartre schmetterte den Satz in unsere Zeit: «Nicht ungestraft formt man ganze Generationen, indem man sie erfolgreiche Irrtümer lehrt.» Die Zukunft also liegt nicht nur in der Überwindung der Vergangenheit, sondern in erster Linie in der Überwindung der Gegenwart.

Im vergangenen Herbst traten in Bozen gelehrte Männer und Frauen zusammen, Philosophen, Theologen und Juristen aus allen Ländern, um über «Die Zukunft der Menschen» Gedankenaustausch zu pflegen. Das Bild des Menschen der Zukunft wurde durch Prof. v. Rintelen beleuchtet, der anhand tiefgreifender Gedanken über das, was für uns Wirklichkeit ist, erörterte, wie der Mensch der Zukunft ein umfassenderes und zugleich zutreffenderes Bild der gesamten Wirklichkeit zwischen Zeit und Ewigkeit gewinnen muß.

Ein solches Bild hat wohl einer der gescheitesten Köpfe unseres Jahrhunderts bereits gewonnen, nämlich der vor acht Jahren verstorbene Jesuitenpater Teilhard de Chardin. Mit den Werken dieses französischen Gelehrten und hervorragenden Naturwissenschafters erreicht die Zukunftsschau ihre höchste geistige Stufe. In seinem Buch «Vergöttlichung der Welt» drückt er die Überzeugung aus, daß Gott «uns wirklich in den Dingen erwartet und uns sogar in ihnen entgegenkommt». Nicht das Erscheinen, sondern das Durchscheinen Gottes im Universum ist das große Geheimnis des Christentums.

Schlechthin grandios ist die Vision, die er in seinem Werk «Die Zukunft des Menschen» hinterließ. In einer gewaltigen Schau überblickt er den Gang der Schöpfung von ihrem Anfang bis zu ihrer Vollendung. In riesigen Zeiträumen, in Milliarden von Jahren hat sich die sogenannte «Materie» entwickelt. Teilhard nennt sie «pré-vie», weil seiner Ansicht nach schon in der Materie ein «Vor-Leben» enthalten ist, also schon im Stein ist eine Spur Bewußtsein, ja sogar Leben und Geist oder wenigstens eine Anlage, sich in dieser Richtung entwickeln zu können. Immer wieder ballen sich die Kräfte auf einen Punkt zusammen, bis es zu einer Explosion kommt, aus der neue Formen, neue Arten, neue Wesen entstehen. So entstanden allmählich die Pflanzen, die Tiere und schließlich der menschliche Geist; er weiß, daß er weiß, das ist menschlich. Die «Noossphäre», die Sphäre des Geistes, überzieht die Welt. Zur Gegenwart bemerkt Teilhard: «Wir müssen uns darüber klar werden, daß die Menschheit gegenwärtig in einer Transformationsperiode sich befindet, wie sie vermutlich noch keine gekannt hatte. ... irgend etwas geht in der allgemeinen Struktur des Geistes vor. Eine andere Art Leben beginnt.» Aber alles, was geschieht und noch geschehen wird, bleibt auf den «Punkt Omega», den Endpunkt der Menschheit und das Endziel der Schöpfung gerichtet. Zu diesem Punkt (der kommen wird) muß alles zusammenfließen zur letzten Stufe der Schöpfung. Aber diese liegt noch in weiter Ferne, denn wir stehen nicht am Ende der Schöpfung, sondern erst am Beginn. Und so lautete der letzte Satz, den Teilhard, einer der besten Paläontologen unseres Jahrhunderts, schrieb, bevor ihn der plötzliche Tod 1955 in New York erreichte: «Ich gehe zu Dem, Der kommen wird», zu seinem Punkt Omega, was die letzte Erfüllung Gottes bedeutet. Früher schon bekannte er: «Die Vergangenheit hat mir die Bauart der Zukunft enthüllt. Die ganze Zukunft der Erde wie der Religion scheint mir am Erwachen unseres Glaubens an die Zukunft zu hängen.» An diese Zukunft wollen wir auch mit Hoffnung und Zuversicht glauben, gleichzeitig aber mit furchtloser Tatkraft und kühner Vorausschau die Zukunft gestalten helfen und uns nicht schrecken lassen von den Posaunen des letzten Gerichtes, die in den unendlichen Weiten des Alls und der Jahrmillionen verhallen wie der ängstliche Schrei eines in den Weiten einer toten Wüste verirrten Vogels, in der sich nichts regt als der Sand, mit dem der Wind sein zeitloses Spiel treibt.